

KATI NAUMANN

*Die
Liebhaber
meiner
Töchter*

Roman

KNAUR TASCHENBUCH VERLAG

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe

Copyright © 2013 by Knaur Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung/ -illustration: © FinePic®, München/

© www.mariacorbi.com

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-51258-6

2 4 5 3 1

1.

Die einzige Sorte Fleisch, die Noah lieber mag als Fisch, steht auf der Roten Liste der gefährdeten Arten. Die Beilagen schiebt er beharrlich an den Tellerrand. Konrad ist überzeugter Vegetarier. Er bevorzugt Pflanzenkost aus kontrolliertem biologischem Anbau. Till leidet, unter anderem, an einer Weizenmehlunverträglichkeit. Es wäre taktlos, Weißbrot anzubieten, wenn einer am Tisch nicht zugreifen darf. Wir anderen essen alles.

Es ist eine Herausforderung, Rezepte zu finden, die jedem von uns gerecht werden. Endlich habe ich Zeit, über angenehme Probleme wie dieses nachzudenken: Ab Montag arbeite ich nur noch halbtags.

Wir sind in der Nacht aus Dänemark zurückgekommen, unser Gepäck steht noch im Flur. Und ich bin wieder nicht braun geworden.

Kürzlich fragte mich ein Kollege, wie viele Kinder Peter und ich eigentlich haben. Ich musste erst überlegen. Die Strukturen haben sich verwischt. Seit etwa drei Jahren gehören auch Noah, Till und Konrad zur Familie. Sie sind die Liebhaber meiner Töchter.

Die Glocke läutet. Ein unrhythmisches, hektisches Bimmeln. Greta, die Omeletts braten wollte, scheint fertig zu sein. Es gibt Frühstück!

Konrad hat uns die Glocke geschenkt. Es war immer schwierig, alle zum Essen zusammenzubekommen. Peter verankerte die Glocke mit einem Eisenstab sicher in der Hauswand, direkt neben unserem Namensschild. Egal, wo

sich einer von uns befindet – bei der Tischtennisplatte im Vorgarten, am Auto in der Garage oder mit einer Gesichtsmaske im Bad –, wenn die Glocke läutet, unterbrechen wir alles und eilen erwartungsvoll ins Esszimmer.

Dort steht der riesige, massive Holztisch, eine lange Tafel, an der wir alle sitzen und von unserem Tag erzählen können. Die Oberfläche trägt unzählige Ränder von Gläsern und Flaschen, ist zerkratzt vom vielen Geschirr, das darauf hin und her gerückt wurde, und von den Würfeln unter dem Lederbecher, der beim Mischen eifrig über das Holz schrammte.

Bei drei Töchtern ist es nicht leicht, zu Wort zu kommen. Lotta, die jüngste, stotterte zeitweilig, so schnell versuchte sie zu sprechen, um einen Satz beenden zu können, bevor ihr eine der Schwestern dazwischenfuhr. Oft übernahm ich die Moderation des Gesprächs und teilte mit Hilfe der Zahnputzsanduhr Redezeit zu. Marlene hielt sich daran, Greta überzog immer.

Wir haben keine festgelegte Sitzordnung. Niemand begibt sich in Gefahr, einen falschen Stuhl zu wählen. Heute sitze ich Noah gegenüber. Obwohl wir beide noch ein wenig verkatert von der langen Fahrt sind, lächeln wir uns kurz an und sind uns einig.

Bei meiner ersten Begegnung mit Noah stieg in meinem Kopf eine Fragenblase hoch, groß wie ein straff aufgepumpter Wasserball, der sich selbst mit größter Anstrengung nicht zurück unter die Oberfläche drücken lässt. Dass sich Greta mit den rasierten Augenbrauen keinen durchschnittlichen Freund suchen würde, hatte ich immer gewusst. Aber musste es gleich Noah sein? Es ging nicht darum, dass er so eindeutig anders aussah. Ich hätte mir jemanden gewünscht,

der unsere Sprache beherrscht oder der wenigstens aus unserem Kulturkreis stammt. Es schien, als lebte er nicht einmal im selben Zeitalter wie wir. Aber das dachte ich nur am Anfang, als ich Noah noch nicht kannte. Inzwischen haben wir alle uns vollständig auf diesen Jungen eingelassen. Genauso bedingungslos wie auf Konrad, für den wir Vegetarier geworden sind, jedenfalls vorübergehend. Und ebenso intensiv wie auf Till, durch den wir völlig neue Musikrichtungen entdeckt haben. Es ist faszinierend, welche Töne die menschliche Kehle erzeugen kann.

Wir teilen alles mit diesen Jungs. Unser Badezimmer, den Inhalt unseres Kühlschranks, den Urlaub, unser Sofa mit samt den darauf liegenden blauen Plüschdecken, und welches Fernsehprogramm wir einschalten, sprechen wir auch mit ihnen ab.

Noah sah ich zum ersten Mal an einem stürmischen Novemberabend. Greta war zweiundzwanzig Jahre alt.

Ich kam von der Arbeit aus dem Stadtarchiv im Rathaus, und Noah saß im Vorgarten in der Schiffschaukel. Er füllte sie vollständig aus.

Wenn man drei kleine Töchter hat, die sich schon bei einer solchen Kleinigkeit wie dem Springseil in die Haare geraten, genügt eine einfache Schaukel nicht. Peter hatte deshalb nach dem Vorbild der Spielgeräte im Kindergarten ein Schiff gebaut, in dem drei kleine Mädchen Platz fanden und ihre Freundinnen noch dazu. Es war ein hellblauer Kahn mit Sitzbänkchen und Griffen zum Festhalten. Auf seinem Heck stand in Schönschrift »Nina«. Das ist mein Name.

Das Fundament für das Eisengestell musste gewaltig sein, damit es das Gewicht der Kinder sicher trug. Als wir die Schaukel montierten, standen sämtliche Kinder der Umge-

bung Spalier und wollten sich diese Sensation nicht entgehen lassen. An jenem Abend gab es in vielen Familien unseres Viertels verzweifelte Heulanfälle. Alle Kinder wollten sich auch so eine Schaukel ertrouten. Unsere Töchter blieben die einzig Privilegierten. Die Schiffschaukel war der Grund, warum unser Vorgarten sehr beliebt war. Noch Jahre später – unsere Töchter fühlten sich längst zu erwachsen zum Schaukeln – klingelten täglich fremde Kinder an unserer Tür und fragten, ob sie kurz schippern dürften. Irgendwann brauchten wir im Vorgarten Platz für eine Tischtennisplatte. Aber an diesem Tag im November hielt das Eisengestell das himmelblaue Schiff noch in der Schwebelage.

Noah ließ sich vom Wind antreiben. Er trug nur ein dünnes Hemd über seinen Jeans. Ich suchte meinen Hausschlüssel in der Tasche und ertastete zwischen Bonbons und Stiften die Holzkugeln des Schlüsselanhängers. Ich zögerte, die Tür aufzuschließen. Vielleicht wartete der Fremde nur darauf und wollte sich mit hineindrängen? Ich sprach ihn an. Er antwortete mit einem versonnenen Lächeln, das sein Gesicht noch großflächiger erscheinen ließ. Natürlich ging ich davon aus, dass er mich verstand. In unserem Viertel gibt es ausreichend afrikanische Jungs oder asiatische Mädchen, die im breitesten Sächsisch quer über die Straße schimpfen. Ich fragte ihn, ob er zu einer meiner Töchter wolle. Keine Reaktion. Erst als ich deren Namen aufzählte und die Reihe an Greta kam, verklärte sich sein Gesicht. Ich konnte ihn nicht dazu überreden, im Haus zu warten.

Nacheinander trafen Lotta und Marlene ein, am Ende auch Peter. Wir begannen das Abendessen vorzubereiten. Während ich Paprika in schmale Streifen schnitt, Peter den Fisch wusch und die Mädchen den Geschirrspüler ausräumten, beobachteten wir Noah durchs Fenster. Er schien durch den

Vorgarten zu schweben. Wir sahen nur sein Gesicht und sein helles Hemd, alles andere wurde von der Dunkelheit verschlungen. Wir unterhielten uns flüsternd, obwohl er uns durch die Glasscheibe gar nicht hätte hören können.

Noahs Gesicht empfing gleichmütig den eisigen Wind und den später einsetzenden Nieselregen. Voller Gelassenheit wartete er darauf, dass Greta ihn erlösen würde. Es schien ihm gleich zu sein, ob es Stunden, Tage oder Wochen dauerte. Als Greta endlich kam, kommentierte sie dieses Verhalten mit der Bemerkung, er habe einfach ein anderes Zeitverständnis. Das sollte sich bei vielen Gelegenheiten bestätigen. Nach Noah konnte uns nichts mehr verwundern.

Bei der ersten gemeinsamen Mahlzeit mit ihm saß Greta angespannt auf ihrem Stuhl und versuchte in meinem Gesicht zu lesen. Es war lebenswichtig für sie, dass ich Noah absegnete. Ich lächelte ihr beruhigend zu.

Davon ermutigt, eröffnete uns Greta, dass Noah Kanadier sei.

Nachdem das Wort »Kanada« gefallen war, blendete ich mich aus der Runde aus. In meinem Kopf begann eine Vorschau unserer Zukunft zu rattern. Ich sah Greta mit Noah mitgehen, unsere Enkel würden kein Wort der deutschen Märchen verstehen, die ich ihnen erzählen wollte, und nicht wissen, wie eine Rostbratwurst mit Senf schmeckt, wir würden einen Französischkurs belegen müssen, unser letztes Geld in Flugtickets investieren, und der Film endete mit einem Alterssitz auf Dauerfrostboden.

Noah hatte die ersten Jahre seines Lebens in einer Missionsstation an der Küste Labradors verbracht. Später war er mit seiner Mutter nach Québec City gezogen. Ohne Französischkenntnisse fühlten wir uns plötzlich wie behindert. Wir erfuhren lediglich, was Greta uns zumuten wollte. Und

auch Noah verstand nur, was durch den Filter einer schlechten Übersetzung zu ihm hindurchtropfte.

Ich sagte keinen Ton, aber Greta interpretierte meinen starren Blick. Sie servierte mir auf einem Silbertablett die Nachspeise zu diesem unverdaulichen Hauptgang. Das Zauberwort, das für mich alles in einem anderen Licht erscheinen ließ, lautete »Inuit«.

Im Leben eines jeden Menschen gibt es wenigstens einen Punkt, der ihn für mich einnimmt. Ich brauche nur ein einziges kleines Gewicht auf der Habenseite, und die Balkenwaage senkt sich zu seinen Gunsten. Wenn mir Greta einen neuen Liebhaber vorstellte, sorgte sie dafür, dass dieser eine Vorteil wie ein Heiligenschein über ihm leuchtete. Von ihrem vorherigen Freund hatte sie mir berichtet, dass er gern Fahrrad fuhr. Ich halte Sport für eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung und mochte ihn sehr. Erst als er nicht wiederkam, erfuhr ich, dass er ein Drogenkurier war. Der nächste Freund wurde mir als Preisträger von »Jugend forscht« vorgestellt. Wissenschaftlicher Erfinderdrang hat mich schon immer beeindruckt, und ich gewann ihn lieb. Später stellte sich heraus, dass er die Auszeichnung in der Grundschule im Rahmen einer Gruppenarbeit bekommen hatte und gerade die zehnte Klasse der Mittelschule wegen ungenügender Leistungen in den naturwissenschaftlichen Fächern wiederholen musste.

Der Junge mit dem asiatischen Gesicht gehörte also zum Volk der Inuit. Noah sah bei diesem Wort auf und lächelte mich an. Der Dauerfrostboden schmolz.

»Inuit«, wiederholte Peter.

Das Wort schwebte im Raum, als könnte sich Peter nicht entscheiden, ob es eine Frage oder eine Feststellung werden sollte.

»E-s-k-i-m-oho«, buchstabierte Marlene in einem Tonfall, als müsste sie einem schwachsinnigen Kind den Begriff »Mensch« erklären.

Wenn wir uns im Beisein der Kinder über deren Weihnachtsgeschenke unterhalten wollten, hatten Peter und ich früher ebenfalls buchstabiert. Marlene durchschaute das System, noch bevor sie in die Grundschule kam. Bei Lotta hat es noch bis vor kurzem funktioniert.

»Noah klingt nicht nach Eskimo«, stellte Peter fest.

Noah sah unsicher von einem zum anderen. Er hörte, dass es um ihn ging, aber verstand nichts. Mich überkam das kaum zu bremsende Bedürfnis, ihn in den Arm zu nehmen.

»Wie kannst du ihn E-s-k-i-m-o nennen!«, entrüstete sich Greta. »Damit beleidigst du ihn.«

»Sein Name klingt trotzdem nicht nach E-s-k-i-m-o!«

Ich kenne viele, deren Vorfahren schon seit dem Rückzug der letzten Eiszeit die sächsische Tieflandsbucht besiedelt haben und die trotzdem keine braven germanischen Vornamen tragen. So etwas kann also nicht als Gegenbeweis gelten.

»Sein vollständiger Name ist Noahtakmiut Sivanertok.«

Wir blieben bei Noah.

Wenn eine unserer Töchter einen neuen Freund, und damit meine ich keinen der zahlreichen Spielkameraden, zum Essen ankündigte, versetzte mich das jedes Mal in einen Ausnahmezustand. Der erste Eindruck ist nun einmal der entscheidende. Meine Mutter hätte diesen bei Peter nie wieder ausbügeln können, nicht einmal, wenn sie sich darum bemüht hätte.

Ich wollte alles richtig machen. Schließlich saßen wir möglicherweise gerade unserem zukünftigen Schwiegersohn ge-

genüber, der irgendwann beeinflussen würde, wie nah wir unserer Tochter blieben, wie oft wir unsere Enkel sahen und was mit unserem Erbe passieren würde. So etwas musste von der ersten Sekunde an in die richtigen Bahnen gelenkt werden. Wenn der Junge drei Wochen später nicht mehr auftauchte, bedauerte ich zwar die vergeudete Anstrengung, ging aber trotzdem jedes Mal mit dem gleichen Ehrgeiz an die nächste erste Begegnung heran. Als hätte es niemals zuvor einen anderen Kandidaten gegeben und als würde danach auch keiner mehr kommen.

Dieser Aufwand hat sich inzwischen ausgezahlt.

Peter bewegte bei solchen ersten Begegnungen etwas ganz anderes. Immerhin war die Wahrscheinlichkeit, dass der Junge irgendwann bei uns übernachten wollte, hoch. Das bedeutete, er musste unser Badezimmer benutzen, seine Zahnbürste würde sich im Becher an unsere lehnen, er konnte unsere Schränke inspizieren, wenn er sich ein Handtuch herausnahm, er würde uns in Nachtwäsche sehen und vielleicht sogar irgendwann allein durch unser Haus streifen. Das erzwang eine Intimität, die Peter nicht behagte.

Nur Gretas Schwestern blieben entspannt. Sie machten ungeniert Bemerkungen über Noah und schafften es, nicht zu kichern. Dabei erwähnten sie keineswegs seinen Namen, und sie sahen auch nicht zu ihm hin. Es musste für ihn wirken, als sprächen wir über das Essen. Sie fanden ihn ziemlich hässlich, aber ausreichend interessant.

Noah sortierte das Gemüse an die Seite. Greta erklärte uns, er ernähre sich traditionell nur von tierischen Produkten. Peter, der Wirtschaftsleiter, merkte an, dass dies zufällig immer das Teuerste an einer Mahlzeit sei.

»Und was genau findest du an ihm?«

Peter stellt manchmal Fragen, deren Antwort so offensicht-

lich ist, dass sie ihm ins Gesicht springen müsste. Noah blickte konzentriert auf seinen Teller und zerlegte mit sicherem Griff die Forelle, als hätte er sie soeben mit bloßen Händen aus dem Fluss gefischt. Im Licht der Deckenlampe schimmerte seine Haut wie Goldbronze, und die Iris seiner Augen war beinahe schwarz. Er passte nicht hierher. Das war es, was Greta an ihm fand.

Aber all das zählte sie nicht auf.

»Noah versteht mich einfach. So wie niemand sonst.«

Sie meinte natürlich: Keiner von euch versteht mich.

Da sie offensichtlich sehr verliebt war, beschloss ich, ihr zu verzeihen.

»Woher willst du das wissen? Er spricht kein Wort Deutsch.«

»Ich kann ausgezeichnet Englisch«, hielt Greta dagegen.

»Er spricht auch kaum Englisch, und dein Französisch ist katastrophal.«

»Wir verstehen uns ohne Worte.«

Damals fand ich Gretas Antwort albern. Später stellte ich fest, dass auch ich nie viele Worte brauchte, um mich mit Noah zu verständigen. Selbst jetzt nicht, wo er längst Deutsch spricht und mit dem Tempo meiner Töchter mithalten kann.

Greta brachte Noah an diesem ersten Abend noch zur Tür. Draußen segelten ein paar schüchterne, zarte Schneeflocken vom Himmel, und wir drehten in der Küche die Heizung stärker auf. Noah stand still im Vorgarten und sah nach oben. Sein Gesicht war abgeflacht, als wollte es dem Wind und der Kälte so wenige Angriffspunkte wie möglich bieten.

Ich stürzte zum Computer und bestellte einen Bildband über die Arktis, Inuit-Sagen, ein Französisch-Wörterbuch und ein Fachbuch über die Ureinwohner Kanadas. Peter

fand, ich hätte erst einmal abwarten können und vielleicht sei in der nächsten Woche ja Tansania oder Indien interessant. Aber ich wusste gleich: Das mit Noah war etwas Besonderes.

Seit ich Noah kenne, ahne ich, wie weit und einfach unsere Welt einmal gewesen sein muss. Im Gegensatz zu ihm haben wir uns längst an diesen Verlust gewöhnt.

Für Noah funktioniert nichts mehr. Er trägt ein Gemisch aus der Tradition seiner Vorfahren und westlicher Kultur in sich. Als Angehöriger der Ersten Nationen Kanadas wird er gefördert und hat ein Stipendium für einen Studienaufenthalt in Deutschland bekommen. So sonderbar es klingt, ausgerechnet hier wollte er sich auf die Suche nach seiner Identität begeben. Einer seiner Vorfahren war ein deutscher Missionar gewesen, und seine Muttersprache hatte die Bezeichnungen der Wochentage aus dem Deutschen übernommen. Aber dann stand Noah, für dessen Väter während der Robbenjagd so etwas wie Zeit gar nicht existierte, im Land der Pünktlichkeit und konnte nichts sagen außer »Montageme, Denestageme, Mitwokeme, Donestageme...«. Er hatte einen Nachhilfelehrer gebraucht. Zu diesem Zweck hing er ein Bild von sich mit seiner Telefonnummer an das Schwarze Brett im Campus. Greta sah Noahs Anzeige, riss sie ab, damit sich niemand anderes melden konnte, und verabredete sich mit ihm.

Es dauerte nicht lange, und er übernachtete zum ersten Mal bei uns. Wir vereinbarten am Abend vorher einen Plan für die Badbenutzung, aber Noah tauchte nicht auf, als sein Termin heranrückte. Lotta wurde immer unruhiger. Sie fürchtete, nicht mehr genug Zeit für ihre Frisur zu haben. Sie wäscht jeden Morgen ihr langes Haar und formt es mit einem Bürstenfön zu kunstvollen Wellen. Nach dieser Pro-

zedur sieht sie aus, als wäre sie bereit für einen Drehtag bei der Verfilmung eines Jane-Austen-Romans.

Noah erschien auch nicht zum Frühstück. Greta klärte uns auf, dass er noch im Bett liege.

»Muss er nicht zur Uni?«, fragte ich. »Willst du ihn nicht wecken?«

Wir erfuhren, dass dies nicht möglich sei.

»Seine Seele«, so belehrte uns Greta, »hat seinen Körper verlassen.«

Lotta riss die Augen auf.

»Er ist tot?«

Sie kann manchmal reichlich begriffsstutzig sein.

»Noah schläft«, sagte Greta bedeutsam. »Und wenn ihn jetzt jemand aus dem Schlaf reißt, muss er ohne seine Seele zur Uni gehen.«

Ich kenne einige Leute, die im Rathaus arbeiten und ohne Seele herumlaufen. Vermutlich alles Inuit, die zu zeitig geweckt wurden.

Als Greta das Haus verließ, schlief Noah immer noch. Ich musste zur Arbeit ins Stadtarchiv, und eigentlich wollte ich diesen mir fremden Jungen nicht allein im Haus lassen. Ich bin nicht abergläubisch. Trotzdem wagte ich es nicht, ihn zu wecken. Lieber meldete ich mich im Rathaus krank.

Es stört mich längst nicht mehr, wenn Noah allein im Haus ist. Er sitzt ohnehin die meiste Zeit in Gretas Zimmer und spielt am Computer. Konrad trinkt jeden Tag kurz nach fünf, wenn ich von der Arbeit komme, mit mir eine Tasse Tee, und Till verlässt das Haus meistens nach dem Abendessen und erscheint erst spät in der Nacht wieder.

Die Liebhaber meiner Töchter wohnen nicht offiziell bei uns. Polizeilich sind sie immer noch bei ihren Eltern und im

Wohnheim gemeldet. Am Anfang übernachteten sie nur hier, wenn es sehr spät geworden war. Natürlich ließen sie dann ihre getragene Wäsche liegen, und unsere Töchter kümmerten sich um deren Reinigung. Beim nächsten Mal brachten die Jungs neue Sachen mit. Das war praktisch, denn so hatten sie hier Wechselkleidung für den Notfall. Till stellte seinen Subwoofer in Lottas Zimmer, schließlich wollten die beiden zusammen Musik hören. Konrad brauchte seine Bücher, damit er in Marlenes Zimmer lernen konnte, wo er ungestörter war als zu Hause. Dort tagte schon wieder der Kirchenvorstand, und wenn er es bei uns ruhiger fand, muss es dabei hoch hergegangen sein. Im Laufe der Zeit sammelte sich ihr ganzer Hausrat bei uns an. Inzwischen sind die Liebhaber meiner Töchter, fließend und unmerklich, bei uns eingezogen. Ich kann nicht recht sagen, seit wann.

Mein Omelett ist leicht und schaumig wie Pudding. Greta hat im Inneren Käse versteckt. Ich durfte bei meiner Mutter nie kochen oder backen, ich hätte die Küche ruinieren können. Meine Töchter habe ich mit Begeisterung in die Kunst des Verwöhnens eingeweiht. Greta beherrscht sie mittlerweile nahezu perfekt.

Lotta stiehlt eine halbe Walnuss aus meinem Müsli. Ich habe nichts dagegen. Sie knabbert ein wenig daran herum, findet sie zu bitter und wirft sie zurück in meine Schüssel. Mit dem nächsten Löffel, den ich mir auflade, verschwindet die Nuss in meinem Mund.

Ich empfinde meine Töchter als eine Außenstelle meines Körpers. Wenn Lotta als Kind zwischen meinen Beinen saß und ich den Schmutz aus ihren Zehenzwischenräumen hervorpolte, war es so, als wäre ich wieder drei Jahre alt und es

wären meine eigenen Füße. Ich aß Marlenes angebissene und dann verschmähte Kekse, und die Feuchtigkeit, die daran klebte, fühlte sich wie mein eigener Speichel an. Wenn ich Gretas verschwitzten Kopf mit meiner Stirn kühlte, fiel mein helles Haar zwischen ihres und verschmolz damit, so sehr glichen sich Farbe und Struktur.

Im Laufe der Zeit ist mein Haar dunkler geworden, als hätte es sich abgenutzt, als wäre die Unschuld daraus verschwunden. Gretas Haarfarbe habe ich seit Jahren nicht mehr gesehen. Sie färbt ihr Haar einmal in der Woche um und hat damit den Plastikschlauch und die Silikondichtungen unserer Dusche ruiniert. Die Fugen haben mittlerweile einen schmutzig braunen Ton angenommen, eine Mischung aus sämtlichen Farben, die Greta jemals verwendet hat. So etwas wäre unter Marlenes Würde. Das, was sie attraktiv macht, befindet sich *in* ihrem Kopf und nicht darauf.

Ich erinnere mich genau an den Tag, an dem wir unseren ersten Liebesbrief bekamen. Er ging ausgerechnet an Lotta, die Jüngste. Sie war damals neun Jahre alt, und wenn sie lachte, sah man ihre viel zu großen Zähne. Aber sie hatte sich von ihren älteren Schwestern den Gang abgeguckt, sie wusste, wie man den Kopf schütteln musste, damit der Pferdeschwanz wie zufällig nach vorn schwang, so dass sie ihn seufzend in den Nacken zurückschleudern konnte. Sie also bekam einen Liebesbrief, den sie mit einer Mischung aus Empörung und Stolz auf unseren Esstisch warf, damit wir alle daran teilhaben konnten. In dieser Nacht schlief ich mit einem glücklichen Lächeln ein. Meine Töchter sind so, wie ich in ihrem Alter gern gewesen wäre. Laut, albern und beliebt.

In einer alten Mondamin-Blechdose bewahre ich, neben Briefen, Fotos und Postkarten, ein Bild auf. Es ist die Kopie

eines Albumin-Fotos und zeigt eine Uroma mütterlicherseits von mir. Von meinem Vater besitze ich nichts. Das Original will meine Mutter einfach nicht herausrücken. Dabei weiß sie überhaupt nicht, wie man mit so einem alten Foto umgehen muss. Sie hat es fein säuberlich, wider alle meine Ermahnungen, in ein Fotoalbum mit schwarzen Seiten gesteckt, zwischen denen sie auch noch Blüten und Kleblätter presst. Meine Mutter neigt dazu, mit guter Absicht Dinge zu zerstören.

Auf dem Foto trägt meine Urgroßmutter ihr Haar hochgesteckt wie Lotta, und sie ist von einer zeitlosen Eleganz. Sie war in dem Moment schön, als sie stocksteif und ohne ein Lächeln in den plüschigen Kulissen des Fotostudios stand, und sie ist es heute noch, wo nichts von ihr geblieben ist als dieses verblässende Bild.

Von mir gibt es nur wenige Jugendfotos und kein einziges Aktbild. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie mein Körper aussah, bevor ich die Mädchen zur Welt gebracht habe. Ich hoffe, ich war schön. Auf den Fotos von meinem Schulabschluss trage ich ein unvorteilhaftes, unförmiges Oberteil und eine gekrauste Dauerwelle. Niemals waren junge Frauen freiwillig unansehnlicher als in den Achtzigern.

Heute lasse ich mich von meinen Töchtern beraten, damit ich ein bisschen von dem verblässenden Glanz meiner Schönheit retten kann. Ich stäube mir ihren Puder ins Gesicht und teste ihren Selbstbräuner. Im Gegenzug stört es mich nicht, wenn sie meinen Nassrasierer und mein Deo mitbenutzen.

Der Lachs ist hauchdünn geschnitten und lässt sich schwer voneinander trennen. Noah lädt sich mehrere aneinander klebende Scheiben auf den Teller. Till sieht seine Chance,

satt zu werden, schwinden. Mit seinem Omelett ist er längst fertig, und ich konnte noch kein Spezialbrot besorgen.

»Wusstet ihr eigentlich«, fragt Konrad, »dass Menschen, die sich ausschließlich von Eiweiß ernähren, Probleme mit der Verdauung bekommen?«

»Nein«, weist ihn Marlene streng zurecht. »Und wir wollen es auch nicht wissen.«

Lotta nickt.

»Erzähl's mir später, wenn wir allein sind«, sage ich, und Konrad grinst.

Konrad studiert Biologie auf Lehramt. Er ist einige Jahre älter als Marlene und meiner Generation näher als die anderen. Deshalb verstehe ich mich besonders gut mit ihm.

Der überzeugte Tierschützer hatte es am Anfang nicht leicht mit Noah vom Volk der Robbenfänger.

Ich erinnere mich an die erste gemeinsame Mahlzeit mit Konrad. Ich hatte Pangasius-Filets gebraten. Für Noah ist eine Mahlzeit ohne Fisch oder Fleisch wertlos, und ich glaubte, die meisten Vegetarier äßen lediglich kein Fleisch.

»Ich verzehre überhaupt keine Tiere«, versicherte Konrad. Er lud sich einen Berg Reis auf den Teller und viel Zwiebelgemüse.

Peter und Greta registrierten die Menge. Futterneid ist in unserer Familie stark ausgeprägt.

Das Fischfilet war in Blöcke geschnitten und eingefroren gewesen. Es hatte mich bei der Zubereitung eher an einen Silikonwürfel als an ein Tier erinnert. Meine Fantasie reichte nicht aus, um zwischen einer Leberwurst und einem niedlichen Kälbchen einen Zusammenhang herzustellen.